

Hermann
Kesten
Dichter
im
Café

ars vivendi

Das Kaffeehaus – legendärer Treffpunkt des literarischen Austauschs, Umschlagplatz revolutionärer Ideen, Bühne des Lebens. Für Hermann Kesten und viele andere Schriftsteller im Exil wurde es zum »Wartesaal der Poesie«, und so unternimmt Kesten in diesem ganz außergewöhnlichen Buch, das 1959 erstmals erschien, eine essayistisch-kulturhistorische Tour d’Horizon durch die Welt der Cafés und die Literaturgeschichte der Moderne. Er erzählt von eigenen Erfahrungen und Begegnungen, von Büchern, Persönlichkeiten und Leidenschaften – und immer lauscht er den Geschichten humorvoll auch Klatsch und kleine und große Dramen ab. Eines der schönsten Werke des Romanciers und Chronisten westlichen Geisteslebens, voll von unvergesslichen Szenen.

Hermann Kesten, 1900 im galizischen Podwołoczyska geboren, siedelte 1904 nach Nürnberg über. Nach dem Studium arbeitete er u. a. als Lektor in Berlin, bevor er 1933 emigrierte. Später lebte er an verschiedenen Orten in den USA und Europa. Der literarische Durchbruch gelang ihm 1927 mit seinem Debüt *Josef sucht die Freiheit*. Während des Kriegs verfasste er biografische Romane über historische Persönlichkeiten, daneben immer häufiger Essays. Kesten trat stets als hervorragender Literaturvermittler in Erscheinung und war von 1972 bis 1976 Präsident des deutschen P.E.N. 1974 erhielt er den Georg-Büchner-Preis, 1980 wurde er zum Ehrenbürger der Stadt Nürnberg ernannt. Er starb 1996 in Basel.

Hermann Kesten

Dichter im Café

Mit einem Nachwort von Hermann Glaser

ars vivendi

Die »Edition moderne fränkische Klassiker« wird herausgegeben von
Norbert Treuheit und Stefan Imhof.

1. Auflage Januar 2015
ars vivendi verlag GmbH & Co. KG, Cadolzburg
www.arsvivendi.com

Die Originalausgabe erschien 1959

© by Hermann Kesten Erben

Nachwort © 2015 by ars vivendi verlag GmbH & Co. KG

Umschlaggestaltung: Armin Stingl, Fürth

Druck: CPI Ebner & Spiegel, Ulm

Gedruckt auf holzfreiem Werkdruckpapier der Papierfabrik Schleipen. Das eingesetzte
Material stammt aus ökologisch und sozial verantwortungsvoller Forstwirtschaft.

Printed in Germany

ISBN 978-3-86913-429-1

Dichter im Café

INHALT

VORWORT	9
PARIS	17
LONDON	73
ROM	257
NEW YORK	284
WIEN	310
MÜNCHEN	330
BERLIN	345
EPILOG	365
NACHWORT VON HERMANN GLASER	367

VORWORT

Ich habe einen guten Teil meines Lebens im Kaffeehaus verbracht, und ich bedauere es nicht. Das Kaffeehaus ist ein Wartesaal der Poesie. Das Beste am Kaffeehaus ist sein unverbindlicher Charakter. Da bin ich in einer Gesellschaft, und keiner kennt mich. Man redet, und ich brauche nicht zuzuhören. Ich sehe einen nach dem andern an und erkenne alle. Für mich agieren sie wie Komödianten. Wenn mir der erste Beste missfällt, greife ich nach meinem Hut und gehe ins nächste Kaffeehaus.

Zuweilen statte ich mir selber einen Besuch im Kaffeehaus ab. Manchmal gehe ich in ein halbes Dutzend Kaffeehäuser, ehe ich mich finde. Ringsum sind Spiegel mit zahlreichen gespiegelten Spiegeln, ich nicke meinem Bilde zu und sage: Guten Abend, alter Freund!

Wenn ich in Laune bin, ziehe ich mein altes Schulheft und einen Bleistift aus der Tasche, beginne zu schreiben und vergesse alle, die Kellner, die Gäste und mich. Das Kaffeehaus wird mein Parnass. Ich bin Apoll. Ich schlage die Leier.

Oft leiht mir das Kaffeehaus eine geheime Unabhängigkeit. Ich bin der Fremde in einer Stadt, wo jeder jeden kennt. Ich bin der Gast an einem Ort, wo jeder andre zu Hause ist.

Für wenig Geld setze ich mich an einen Tisch, der mir nicht gehört, neben fremde Menschen, die nichts mit mir verbindet, ich nehme einen Schluck oder esse einen Bissen und beobachte das leidenschaftliche Getümmel auf den Straßen und den Gesichtern. Ich sehe in einer Stunde ein Dutzend Komödien und höre ein Echo von Tragödien, die keiner schreibt.

Ein großer Teil des Lebens hat Platz im Kaffeehaus, von der Liebe zum Tod, vom Spiel zum Geschäft, nur leiht das Café dem großen Publikum die falsche Leichtigkeit eines Balletts. Die meisten Leute gehn ins Café wie auf Urlaub vom täglichen Leben.

Als Kind lernte ich im Café den Witz der Deutschen kennen. Mein Vater, der täglich mit dem beschäftigten Ernst ins Kaffeehaus eilte, den andere in ihrem Büro zeigen, nahm zuweilen uns Kinder in sein Stammcafé mit.

Der Kellner kannte meinen Geschmack. Er brachte, ohne lang zu fragen, eine Melange, eine Schokoladentorte und einen Packen Witzblätter, den *Simplizissimus*, die *Jugend*, den *Kladderadatsch*, die *Meggendorfer Blätter*, den *Ulk*, ferner Maximilian Hardens *Zukunft* und *Die Fackel* von Karl Kraus, die der Kellner gleichfalls für Witzblätter hielt.

Dort begegnete ich zuerst den modernen deutschen Dichtern, teils schrieben sie in den Witzblättern, teils schrieben die Witzblätter über sie, einige wie Ludwig Thoma, Thomas Mann oder Jakob Wassermann waren sogar Witzblattredakteure.

Damals blickte ich noch zum Tischrand empor, ein Bübchen von sechs oder neun Jahren. Ehe ich die moderne deutsche Literatur ernst nehmen konnte, lachte ich bereits im Café über sie oder mit ihr.

Schon als Gymnasiast begann ich, allein ins Café zu gehn, jeden Mittwochnachmittag, mit Erlaubnis des Rektors vom Melanchthongymnasium. Er hatte nach einem inquisitorischen Rundgang durch die Kaffeehäuser von Nürnberg das solideste für uns Schüler der Sekunda und Prima ausgesucht, nach langen moralischen Erörterungen mit dem Cafetier, der uns vor den zahllosen Anfechtungen des Kaffeehauslebens behüten sollte.

Im Vorderraum saßen lustlose Familien, mit Herzen aus Kattun und grellgefärbten Gesinnungen. Im Hinterzimmer stand ein Billard, das unser Schulfreund Richard Schrotter, rosig wie ein Mädchen, das nicht das Herz hat, ein Gänseblümchen zu pflücken, tödlich verwundete, wie ein junger Torero seinen ersten Stier.

Nach dem Abitur ging ich ohne Erlaubnis ins Café, in alle Sorten Cafés, wo Spieler saßen, Liebespaare oder Emigranten, Maler und Poeten, Homosexuelle und dekolletierte Mütter mit Töchtern, die sie an den Mann bringen wollten. Ich saß in Strandcafés, Waldcafés, Weincafés, in Café-Restaurants und Kabarettcafés, im *bal musette* und in revolutionären Cafés, wo die Spitzel Kopf an Kopf saßen, in Verbrecherkaschemmen und im *Café de Paris*, in Zeitungskaffeehäusern, in Cafés, wo nur Herren, in Cafés, wo nur Damen liebten, und in Troglodytencafés im Süden von Tripolitanien, die mit dem billigsten Bordellbetrieb der Welt verbunden waren.

Was habe ich nicht alles in Kaffeehäusern erlebt! Ich spielte Schach im *Café Hauptwache* in Frankfurt. In Marrakesch deutete mir ein Schlangenbeschwörer die Zukunft. Im *Café Royal* in London aß ich Austern und Kaviar

mit proletarischen Schriftstellern. Im *Café Rotonde* am Montparnasse saß ich an einem Silvesterabend zwischen zwei deutschen Dichterinnen im Exil, eine war aus Köln, die andre aus Mainz; die Irmgard Keun sagte zu jedem am Tisch: Küß mich auf den Mund (sie sprach es »Mond« aus) und wollte, wir sollten alle einen fremden Herrn vom Nebentisch an seinem schwarzen Vollbart berühren, das bringe uns Glück, indes die Anna Seghers verstört in den zahlreichen wandhohen Kaffeehausspiegeln imaginäre oder reelle Spitzel verfolgungswahnsinniger Diktatoren suchte, jenes Diktators, vor dem sie zitternd geflohen, und jenes, den sie zitternd anbetete. Drei Tische weiter saß Joseph Roth und machte gleichzeitig einer bayerischen Gräfin und deren Tochter den Hof, der Dichter blickte grimmig, die Komtesse lachte laut, die Gräfin sprach zu Roth und musterte uns.

Ich saß in Brüssel im Café, an der Place Brouckère, und ein Mann, den ich nicht kannte, hatte sich an meinen Tisch gesetzt, ohne mich zu fragen, und mir befohlen, mit ihm zu sprechen, und als ich ihn auslachte und ihm den Rücken zukehrte, hatte er mit der ruhigsten Stimme der Welt gesagt, wenn ich ihm nicht sofort eine Geschichte erzählte, würde er mich leider niederschießen müssen, es mache ihm nichts aus, denn sein Leben hänge davon ab, dass ich zu ihm spreche, und wenn er durch meine Schuld sterben müsse, nur weil ich ihm eine so unschuldige Bitte nicht gewähre, so ziehe er vor, mit einem blutigen Knalleffekt aus der Welt zu gehen. Da es an allen öffentlichen Orten viele Verrückte gibt, wandte ich mich ihm wieder zu und begann, ihm eine Geschichte zu erzählen, bald lachten wir beide Tränen, er klopfte mich auf die Schulter vor Vergnügen. Ich hatte meine Geschichte kaum beendet, da standen schon zwei Männer links und rechts von ihm, mit autoritären nackten Gesichtern und verhaftungsfrohen Händen, mein Zuhörer erbleichte und errötete, dann ging er, ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen, zwischen den Fremden fort, ein Verrückter zwischen Irrenwärtern, ein Verbrecher zwischen Detektiven, ein Kronprinz zwischen Erziehern, ein Kommunist zwischen zwei aufsichtführenden Parteifreunden? Ich werde es nie erfahren. Leider habe ich auch meine lustige Geschichte vergessen; oder lachten wir beide nur aus Angst?

Schon damals ging ich hauptsächlich ins Café, um zu schreiben. Erst ging ich natürlich spazieren, ein Peripatetiker, ein Akademiker wie jene

Schüler des Aristoteles, und formulierte Verse, Dialoge, Szenen und ganze Prosaseiten, bis jedes Wort festgefügt wie ein Ziegelstein im Mauerwerk saß, dann setzte ich mich in mein Café und schrieb alles auf, als läse ich es aus eines andern Buch ab.

Ich schrieb auch auf Bahnhöfen und Schiffen, auf Moosbänken und Sandbänken am Meer, bei Mondschein, im Park und im Wartezimmer meiner Zahnärzte, sogar zu Hause zwischen meinen Büchern oder im Bett; fast jedes Lokal ward mir zum Café, ich saß ins Schreiben versunken, zwischen müßigen Menschen, die mir zuschauten, oder zwischen Wolken, Wipfeln und Wellen.

Im Café betrog ich den Müßiggang der andern mit meiner Arbeit. Ich sah wie ein Müßiggänger aus, aber neben mir zwitscherten die jungen Mädchen wie Stare. Wenn ich auf der Straße an einem der ausgesetzten Kaffeehaustische saß, wehte derselbe Wind durchs schmachkende Laub der Bäume am Straßenrand und durch die Seiten meines Schreibheftes. Die gleichen Autos fuhren an mir und meinen Figuren vorüber. Wenn das Liebespaar in meinem Roman verstummte, begann das Liebespaar am Nebentisch zu reden.

Ich saß vor der Tanzfläche in den Tanzcafés, und die Liebespaare tanzten im Tangorhythmus in meinen Roman hinein oder entstiegen meinem Heft wie einem Taxi und setzten sich an meinen Tisch und stritten mit mir und untereinander. Ich drohte, ich würde sie vor dem letzten Kapitel sterben lassen, aber sie seufzten nur und tranken Likör und kosten im Zank und zankten kosend.

Zuweilen legte ich hastig den Bleistift zwischen die Seiten meines Schreibheftes und tanzte mit einem der Mädchen, die mit einsamen Augen herumsaßen, als wüssten sie, dass keiner sie heiraten würde. Ich tanzte mit dem Fräulein ein paarmal herum und sprach, als wäre ich einer der jungen unbeschäftigten Helden aus meinen frühen Romanen, einer dieser mörderischen Moralisten ohne Zeit fürs Leben und ohne Geduld mit seinesgleichen. Ich führte die Mädchen wieder zu ihren erfrorenen Tischen und setzte mich vor mein Heft und schrieb, versunken, oder enthoben, als säße ich auf einem Leuchtturm im Meer oder an einer der tausend Quellen der großen Oasen inmitten der Sahara, und hörte die Rufe der Muezzin, das *Allah il Allah*. Die Kamele lagerten neben mir, wiederkäuend, und ich roch den Duft

der Dattelpalmen und des schwarzgebrannten Kaffees. Nur die Jazzkapelle heulte mit Saxofon und dem Vorsänger: *Allah il Allah*. Und ich schrieb und sah tausend und eine Fata Morgana, das Meer mit Möwen, Wolkenkratzerkolonnen und Herden weißer Elefanten zwischen indischen Tempeln.

Bald wird es ein halbes Jahrhundert sein, dass ich in meinen Cafés sitze und schreibe. Ich sah die Fiebergesperster und die fröhlichen Helden eines halben Jahrhunderts. Ich schrieb das Jahrhundert auf, ich schrieb es ab. Ich notierte alles und prophezeite die Zeit, das Beste und Schlimmste, die Himmel und haufenweise die Höllen.

Im Jahre 1914 sah ich auf der Straße vor einem Café in Nürnberg ein ganzes Regiment in den Krieg reiten, mit Kanonen und Fahnen. Mein Vater saß neben mir, viel jünger als ich heute bin, und seufzte und presste seine Hände vor Verzweiflung und sagte: Mein armer Sohn! Da reiten sie meine ganze Epoche und deine schöne Zukunft in den Staub. Was willst du nun mit deinem Leben anfangen? Und wofür habe ich dich gezeugt?

Papa, sagte ich gekränkt, ich lebe doch gerne!

Bald waren die Reiter gefallen, die Pferde krepirt, mein armer Vater in einem Feldspital in Lublin gestorben, die Fahnen verwesten im Morast, die Kanonen und die Ideale waren geborsten, die jungen Witwen saßen mit entblößten Brüsten, zu kurzen Röcken und koketten schwarzen Schleiern in allen Cafés und warteten auf die Liebe der Kriegskrüppel, Gymnasiasten, Schieber und fremden Soldaten, ihr Lächeln war von Tränen wie frisch versalzen. Ich saß im Café und schrieb.

Im Winter 1918 auf 1919 schossen die unzufriedenen heimgekehrten Soldaten auf ihre Leidensgefährten, im Namen der Revolution und der Konterrevolution, alle wollten Frieden und Brot, die Armen schossen auf die Armen, Kugeln sirrten am Kaffeehaus vorüber, Stühle und Tische wurden Wurfaffen, die Kellner kassierten in fliegender Eile doppelt, die Freudenmädchen nahmen je nach dem letzten Freier Partei, die Straßenkinder spielten Guillotine und Peloton. Ich saß im Café und schrieb.

In Berlin saß ich im März 1933 mit Freunden am Kurfürstendamm, vor dem *Café Wien*, vor dem *Café Dobrin* oder vor *Mampes Likörstube*, und Hitlers braune Buben mit einem Hakenkreuz im Herzen jagten blutende Juden und Arbeiter über den Kurfürstendamm. Da hörte ich zu schreiben auf und verließ das Café, schüttelte den Staub der Stadt Berlin von meinen Füßen

und ging außer Landes und setzte mich in die fremden Kaffeehäuser im Exil und schrieb.

Im Exil wird das Café zu Haus und Heimat, Kirche und Parlament, Wüste und Walstatt, zur Wiege der Illusionen und zum Friedhof. Das Exil macht einsam und tötet. Freilich belebt es auch und erneuert. Im Exil wird das Café zum einzigen kontinuierlichen Ort. Ich saß in einem Dutzend Exilländern im Café, und es war wie immer dasselbe Café, am Meer, zwischen Bergen, in London, in Paris, an den Grachten von Amsterdam, zwischen den Klöstern von Brügge. Ich saß im Kaffeehaus des Exils und schrieb.

Ich träume so heiter im Café. Alle Albträume der Menschheit gehen an mir vorüber. Hier und da bleibt ein hübsches Mädchen stehen. Hier und da setzt sich ein geistreicher Mann zu mir. Hier und da grüßt mich ein Engel oder ein Genius. Die böse Zeit legt sich schlafen für ein oder zwei Stunden, und das Jahrhundert scheint hell und heiter. Die Kellner gehn auf müden Füßen, aber ihre Hände lächeln in der Vorahnung üppiger Trinkgelder. Immer sitzt links von mir ein Gast, der gerade mit mir schwatzen will. Immer sitzt rechts von mir ein Gast, der wie eine Geschichte von mir aussieht. In der Ecke girrt oder gähnt, kichert oder zankt ein Liebespaar. Immer sitzt eine einzelne Dame da, als hätte nicht ein einzelner Mann sie versetzt, sondern das ganze männliche Geschlecht. Immer sitzt im Café eine Muse, unsichtbar oder transfiguriert hinter der Kasse. Immer tönt mir die Flöte Pans vernehmlich durch den eigentümlichen Lärm der Kaffeehäuser und durch ihre eigentümliche Stille.

Keine Stadt ist mir fremd, ich brauche mich nur in ein Café zu setzen, schon fühle ich mich zu Hause. Der Müßiggang verbindet die Menschen. Ich ziehe es vor, angesichts müßiger Menschen zu arbeiten, statt angesichts arbeitender Menschen müßig zu sein. Ich beobachte mit Vergnügen, wie sie vergnügt sind. Verliebt gewahre ich die Verliebten. Lachend nehme ich an ihrem Gelächter teil. Ich beobachte, wie sie miteinander flirten und glücklich sind, und wie sie einander lieben, und wie sie zusammen unglücklich sind, einander hassen, und wie sie allein sind und mit sich selber reden, mit sich kämpfen, sich einsam fühlen, wie sie ungeduldig warten, geduldig verzweifeln, eilig kommen und gehn, nachdenken, mit sich und andern schwatzen, tausend Tode sterben und jeder ein einziges Leben leben.

Ich schreibe diese Zeilen auf der Piazza del Popolo in Rom, es ist sechs Uhr nachmittags, Ende September. Ich sitze vor dem *Café Rosati*. Der Himmel über mir zeigt ein vermischtes Blau und Rot; nur die Wolken, die wie Wellen ziehen, sind rot durchhaucht, im sanftesten Abschein ungeheurer Flammen. Zur Rechten stehen die beiden barocken Zwillingskirchen, begonnen von Rainaldi und vollendet von Bernini und Fontana. Links ist die Porta del Popolo, die Innenseite von Bernini, zu Ehren des Einzugs der Königin von Schweden, Christina, gebaut, mit einem Stern und einer Girlande. Daneben steht die tausendjährige Kirche Santa Maria del Popolo, mit einer frühen Renaissancefassade. Sie wurde auf römischen Kaisergräbern errichtet, um den Geist des Kaisers Nero darunter zu bannen.

In der Mitte des Platzes, umgeben von hundert parkenden Autos wie von einer stählernen Schafherde, steht der altägyptische Obelisko Flaminio, aus dem dreizehnten Jahrhundert vor Christus, die Pharaonen Merentab und Rhamses II. haben ihn in Heliopolis errichtet, Kaiser Augustus hat ihn nach Rom gebracht, für den Circus Maximus, Papst Sixtus V. hat ihn auf der Piazza aufgestellt, und Leo XII. umgab ihn mit Fontänen und wasserspritzenden Löwen. Mir gegenüber sind Brunnen, Statuen, die Treppen zum Pincio und die Terrasse, die Valadier gebaut hat, mit Zypressen, Palmen und Pinien und einem Neptun und Tritonen wie aus dem Hofstaat von Louis XVI. Daneben ist das *Literaturcafé Canova*, an der Bar plaudern die jungen Schauspielerinnen, Regisseure und Dichter der Radiotelevisione Italiana. Im Kloster an der Ecke hat Martin Luther gewohnt. Von der Via Flaminia ritt Goethe durch die Porta del Popolo, von meinem Tisch sehe ich das Haus am Corso, wo er seine römischen Jahre verlebt hat.

Ist mein Café kein hübsches Schreibzimmer eines Poeten?

Eben geht Alberto Moravia vorbei, er wohnt um die Ecke in der Gänse-gasse, er summt und blickt allen Frauen nach. Ein Kutscher hält auf seinem Kutschbock vor meinem Tisch. Eine junge schöne Mutter steigt mit ihren zwei halbwüchsigen Söhnen aus, sie gleicht einem schüchternen Mädchen mit zwei störrischen Liebhabern, es sieht aus, als würde sie in aller Stille und Wonne gleich in zwei Teile gerissen werden. Das Pferd, braun und vernünftig, wiehert leise und blickt in die Richtung des Tibers, als sähe es den nahen Fluss. Zwei Französinen plappern am Nebentisch über Gott und de Gaulle, mit Stimmen wie aus Porzellan. Schwarzlockige, oliven-

braune Jünglinge, allzu hell gekleidet, gehen mit wiegenden Hüften vorüber. Ein Chinese trägt eine Aktentasche, eine Zigeunerin ein geliehenes blondes Kind im Arm. Der Autobus »C« fährt in beiden Richtungen vorüber, in der einen Richtung bin ich mit ihm in fünf Minuten am Pantheon, in der andern in Parioli, vor meiner Wohnung. Ich habe schon bezahlt. Ich kann jeden Augenblick aufstehn und gehn. Die Glocken der drei Kirchen am Platz beginnen zu läuten. Die Autos fahren vorüber. Zwei Kinder spielen im Getümmel. Eine Bäuerin trägt ihren Packen auf dem Kopf. Der Kellner sieht mir grübelnd zu. Ein junger und ein alter Mönch bleiben stehn, um besser zu debattieren. Schon funkeln die Sterne am Himmel. Ich sitze und schreibe.

PARIS

Es ist die Dämmerstunde im November. Es hat geregnet. Es ist ungewöhnlich mild. Die offenen Kohlenbecken geben die Illusion der Wärme.

Ich sitze seit einer Stunde an einem kleinen Tisch vor dem *Café des deux Magots*, am linken Ufer der Seine. Die Türen der Dorfkirche gegenüber, St. Germain des Prés, sind offen. Alte Frauen und junge Priester gehen hinein.

Die Autos rollen unaufhörlich vorüber. Ein Algerier bietet Erdnüsse an. Er ruft: *Cacahuètes! Cacahuètes!* Die Laternen schimmern in einem nicht geheuern milchigen Nebel. Gäste kommen und gehn. Kellner rufen: *Attention, s'il vous plaît!* Zwei Amerikanerinnen sprechen von Liebe, zwei Italiener von der Olympiade in Rom.

Der Cafetier, der mir seit bald dreißig Jahren versichert, ich hätte mich gar nicht verändert, indes er von Jahr zu Jahr älter aussieht, schüttelt mir schon zum zweiten Male die Hand.

Ich versuche zu schreiben, muss aber von Zeit zu Zeit offen oder verstohlen auf die Leute am Nebentisch blicken oder ihnen zuhören. Ihr Aussehen, ihre Stimmen, ihr Lächeln kommen mir vor, als hätte ich von ihnen geträumt. Auch sie scheinen mich zu beobachten, gar mich zu kennen. Es sind zwei Damen und zwei Herren. Abwechselnd lächelt mir die eine oder die andre Dame zu, freundlich und auch ein wenig spöttisch. Ich schwöre schon zum zweiten Male, dass ich sie in Wirklichkeit noch nie gesehen habe. Obendrein sehen sie wie verstellt und verkleidet aus, wie Schauspieler in den Rollen alter Freunde von mir.

Sie sprechen französisch, als hätten sie zu viel Voltaire gelesen. Die Damen zeigen den Chic und das witzige Mienenspiel der Pariserinnen. Die Herren sprechen zwei Grenzdialekte, der eine kommt wohl von der italienischen, der andere von der deutschen Grenze her.

Der Herr mit dem germanischen Anklang ist elegant trotz seiner schlottrigen Figur, seine Miene ist ein wenig arrogant und eitel. Er trägt weißseidene Strümpfe und eine weiße seidene Krawatte, goldene Berlocken und Ringe. Seine Wangen und Hände glänzen wie von Pomade. Seine

Nägel schimmern, als putzte er sie täglich zwei Stunden lang. Seine großen Augen blicken fein, als wäre er ein Intrigant.

Der Herr mit dem italienischen Akzent sieht wie ein Abenteurer aus besten Kreisen aus, mit seinen funkelnden Augen und der großen gescheiten Nase, mit den paar Pockennarben im Gesicht und mit der geschmeidigen Figur eines Fechters; dabei hat er das selbstzufriedene Wesen eines blasierten Weiberhelden und wäre, wenn er nicht so hässlich wäre, geradezu ein schöner Mann, wie schon der Prince de Ligne von Casanova gesagt hat.

Alle vier haben ein Air, als kämen sie aus einem der Salons des achtzehnten Jahrhunderts. Man sieht solche verschollenen Museumsstücke in gewissen Cafés von Prag, Palermo und Paris, als wären diese Cafés literarische Museen.

Meine Nachbarn sind so frech und frei in Blick und Wort wie jene aufrührerischen Literaten des achtzehnten Jahrhunderts, die man »Philosophen« hieß, und dabei so maniert und geziert im Wesen und in ihren Wendungen wie die *petits maîtres*, die Stutzer, als kämen sie vom Hofe von Louis Quinze, oder aus den Salons von Voltaire in Ferney, des Baron Holbach in Paris oder der Damen du Deffand, de Tencin, Geoffrin, d'Épinay und de Lespinasse.

Das geht so nicht weiter. Ich kann nicht neben falschen Bekannten in historischen Kostümen arbeiten, die vielleicht aus dem nächsten Filmatelier kommen.

Ich werde mich nebenan ins *Café Flore* setzen und im Schwarm der außer Rand und Mode gekommenen Existenzialisten, zwischen den Doppelgängern von Sartre und Camus, einen Aufsatz über jene europäischen Schriftsteller schreiben, die erst nach dem Massaker von Budapest, nach dem Aufstand kommunistischer Schriftsteller gegen eine kommunistische Diktatur anfangen, gegen die totale Tyrannei von Moskau zu protestieren; ihr politisches Gewissen braucht Massaker, es sind sehr schläfrige Gewissen. Moses erkannte den Jehova im Säuseln eines Windes. Diese Literaten fühlen menschlich erst, wenn Völker untergehn; erst bei künstlichen Monden und Katastrophen erwachen sie.

Garçon, l'addition, s'il vous plaît! – Zu spät! Der Mensch mit der großen Nase steht auf, er kommt zu mir. Er sagt, wir kennen uns. Ich habe es mir gedacht, dass er das sagen wird. Er sagt, sie seien alle Figuren aus meinen

Büchern. Er sei ein Venezianer. Sein Freund sei ein Landsmann von mir, ein Journalist und Diplomat, der Herausgeber der *Literarischen, philosophischen und kritischen Korrespondenz*, Friedrich Melchior von Grimm! Sie kämen aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Ich wüsste es doch? Zwei deutsche Barone spielten eine Rolle im Pariser literarischen Leben des achtzehnten Jahrhunderts, dieser Grimm und sein Freund Holbach.

Paul Heinrich Dietrich, Baron von Holbach, aus der Rheinpfalz, hatte den freiesten literarischen Salon in Paris. Dort konnten die »Philosophen« und Enzyklopädisten alles sagen. Sie bildeten eine gelehrte und freie Akademie, ein privates literarisches Kaffeehaus, bei diesem Papst der Atheisten, der die Bibel des Materialismus geschrieben hat, *Das System der Natur*. So wurde ein Pfälzer der verrufenste französische Philosoph, wie der deutsche Baron Grimm der verrufenste Chronist von Paris wurde. Grimm herrschte dreißig Jahre lang im Salon und im Herzen der Madame d'Épinay und im literarischen Leben von Paris. Freilich war er nirgends der Einzige.

Grimm lächelte, erhob sich und verbeugte sich vor mir. Da stand auch ich auf und verbeugte mich vor den Damen und Kavalieren. Wir rückten unsere Tische ein wenig zusammen, setzten uns wieder, und Grimm flüsterte mir zu, wie eine Enthüllung, das seien die Damen Geoffrin und Juliette de Lespinasse, und ihre Salons seien berühmt gewesen, die Geoffrin hieß »die Zarin von Paris«, und der Salon der Lespinasse »das Laboratorium der Enzyklopädisten«.

Ich musterte die Damen neugierig, Grimm musterte mich selbstzufrieden und vor lauter eitler Liebenswürdigkeit beflissen. Er hatte die Manier der Besserwisser und Alleswisser, der Herausgeber exquisiter literarischer Zeitschriften, die dir mit dem gewissen Augurenlächeln entgegenkommen, als könntest nur du ihn verstehn, und dir mit einer gewissen Miene Dinge mitteilen, die nur du berufen seist zu erfahren.

Indes spricht er zu jedem so. Jeder Abonnent, der sein Blatt zugeschickt erhält, liest diese Geheimnisse gedruckt. Das meiste, was er mitteilt, ist nicht wissenswert. Aber er teilt die Atmosphäre des Spirituellen mit, die Ambivalenz von Gesellschaft und Literatur, die geistreiche Mischung aus witziger Welterfahrung und boshafter Menschenkenntnis.

Schon reichte mir Madame Geoffrin die Hand zum Kuss. Ich habe nicht die Gewohnheit, im Café den Damen die Hände zu küssen, doch war die Dame Geoffrin unwiderstehlich, wie man es sein musste, um die frechtesten Literaten und Kavaliers des lockersten Jahrhunderts in einem Salon zu versammeln und zu zähmen.

Sie sehen in der Tat wie eine Zarin aus, sagte ich zu ihr und küsste ihre Hand.

Ich eine Zarin?, rief Madame, mit einer charmanten lustigen Empörung. Ich war immer eine anständige Frau. An der Wiege hat man es mir nicht gesungen, dass Genies und Potentaten in meinen Salon kommen würden. Mein Vater war ein Diener und ich ein Waisenkind. Meine Großmutter, die mich aufzog, erklärte, ein Mädchen brauche nichts zu wissen. Mit vierzehn heiratete ich einen reichen Mann von achtundvierzig Jahren, mit dem ich eine Tochter und sechzehn ruhige Jahre hatte, ohne Toiletten, ohne die gute Gesellschaft.

Eines Tages lud mich unsere Nachbarin, in der Rue St. Honoré, zu einem ihrer Diners. Sie hieß Madame de Tencin. Bei ihr traf ich einige der klügsten Männer. Ich werde berauscht, wenn ein gescheiter Mann spricht. Da begriff ich sozusagen zum ersten Mal, warum ein Gott uns Sprache verliehen hat. Ich merkte, dass die Sprache nicht ein Behelf, nicht nur eine akustische Maschinerie ist, sondern in der Tat auch einen göttlichen Atem hat, inspiriert wie große Kunst ist, ein Triumph der menschlichen Vernunft. Ich hörte Montesquieu sprechen. In den Büchern der geistreichen Männer sieht man nur ihren Schatten, hört man nur ihr Echo. Was für ein Genuss ist es, in einem gescheiten Gesicht die Gedanken kommen zu sehen, das Widerspiel ausgesprochener und unausgesprochener Gedanken, den Kampf von Witz und Höflichkeit, Güte und Bosheit, den Austausch von Hören und Sprechen, das Lächeln bei einem schneidenden Wort zu sehen, das alle Schärfe abbittet, die Handbewegung, die unterstreicht, kommentiert oder ableugnet, die ganze Erscheinung, die alles und nichts erklärt, die Musik der Stimme, die direkte sinnliche Gegenwart einer großartigen geistigen Erscheinung. Ich bete Bücher an, aber welch ein zweifelhafter Ersatz für einen wahren Menschen ist ein Buch. Ach, ich bete Menschen an!

Ich sprach mit Marivaux. Mir war, als hörte ich in zehn oder zwanzig Minuten zehn Komödien und die Essenz von zehn Romanen. Wenn der

Abbé Charles Irénée de Saint-Pierre, Rousseaus Freund, sprach, vernahm ich neben seinem begeisterten Vortrag über den »Ewigen Frieden« oder den Völkerbund den Hymnus einer vom Krieg erlösten Menschheit.

Dort traf ich denkende Künstler und beredte Priester, gutmütige Politiker und aufrührerische Finanziers. Sie amüsierten mich mehr als die Frommen meines Viertels, die zu meinem Mann ins Haus zu kommen pflegten.

Mir war, als lebte ich zum ersten Mal. Ein Vorhang hatte sich geteilt, und die Welt war nicht so grau, die Menschen waren nicht so gewöhnlich, ich selber war nicht so wenig, wie ich bisher gedacht hatte.

Schüchtern lud ich den einen und andern großen Mann in mein Haus zum Essen ein, und der und jener kam, schließlich kamen sie jeden Mittwoch um ein Uhr. Sie aßen bei mir. Am Nachmittag machten sie Konversation. Ich war selig. In meiner Jugend hatte ich ein Stück der Welt nach dem andern zum ersten Mal mit Augen gesehen. Ich lebte zwischen lauter Wundern, lauter Rätseln, lauter Geheimnissen. Kaum war ich erwachsen, da waren die Wunder verstaubt, die Rätsel hatten sich banal aufgelöst, die Geheimnisse hatte ich mit jedem geteilt. So schien es mir, und ich verriet meine eigene Jugend. Nun kam alles wieder in meinen Salon, die neuen alten Wunder, die Rätsel wurden auf neue Weise gelöst, die Geheimnisse auf andre Art mitgeteilt, und ich lebte zum ersten Mal in einer neuen und ganzen Welt. Ich verstand die Welt und die menschliche Gesellschaft, mit den Ideen meiner neuen Freunde. Ich begriff unsere Gesetze, Finanzen, unsere Regierung, unseren Charakter, Musik und Malerei und Literatur. Ich begriff mich selber und die andern. Ich glaubte sogar Gott zu begreifen. Ich war selig. Ich war endlich die Madame Geoffrin.

Mein Gatte machte mir schreckliche Szenen. Er liebte weder den Geist und seinen Lärm noch die Kosten der Bewirtung. Aber meine Tochter sagte mit halbem Recht (das meiste, was wir übereinander sagen, ist halbwahr), ich hätte die Seele eines Eroberers und die Manieren eines Alexander von Makedonien. Mein guter Mann gab nach. Er starb fast gleichzeitig mit Madame de Tencin. Mit fünfzig Jahren war ich eine reiche Witwe und hatte den berühmtesten Salon Europas. Die alten Gäste der Tencin kamen zu mir, es kamen meine neuen Gäste, Kaiserinnen, Könige, Voltaire und Rousseau.

Madame Geoffrin lächelte triumphierend. Ich hob schon die Hand, um ihr etwas Hübsches zu sagen, da unterbrach mich der Herr mit dem

italienischen Akzent und fragte: Warum kamen eigentlich so viele große Männer zu Ihnen, Madame Geoffrin? Und so viele der Großen dieser Welt? Sogar ich kam mehrmals zu Ihnen. Sie erinnern sich? Ich gehörte nicht zu den Gästen, die man übersah. Mein Bruder Francesco, der Schlachtenmaler, der mit seinen Bildern eine Million verdient hat, nahm mich zu Ihren Dinern am Montag mit, da kamen Architekten, Archäologen, Bildhauer und Ihre Maler, Boucher, der die graziöse Begierde der Liebe, Vernet, der Seehäfen und Wasser gemalt hat, Bouchardon, der das Wasser aus Pariser Brunnen springen ließ, und Quentin de Latour, der Pastellmaler. Sie haben entdeckt, Madame, dass auch ein bildender Künstler etwas zu sagen hat und sagen kann. Sie teilten nicht die sozialen Vorurteile des Jahrhunderts. Sie kamen aus dem Volk wie ich. Meine Eltern waren Komödianten.

Aber die Marquise de Rambouillet, erwiderte Madame Geoffrin, die auf ihrem Schloss den ersten literarischen Salon gehalten, kam nicht aus dem Volk. Cathérine de Vivonne, eine halbe Italienerin, hatte als junges Mädchen in Rom die Reize einer gebildeten Gesellschaft empfunden, sie heiratete den Marquis de Rambouillet, und müde der martialischen Säuler, Fechter und Hurer am Hof von Henri IV. und in der Stadt versammelte sie geistreiche Damen und gebildete Herren in ihrem Haus, in Erinnerung an die italienischen Höfe der Renaissance oder an den Hof der Valois, insbesondere an den Hof von Marguerite, der Königin von Navarra.

In ihrem Salon konnten Madame de Rambouillet und ihre Freundinnen eine würdige Rolle spielen. Sie wollte den jungen Leuten von Adel, die verroht aus den Kriegen heimgekehrt waren, eine freie und feine Lebensart schenken. Sie bewirtete jene bürgerlichen Literaten, die noch die Ideale der Renaissance hegten. Um keinen Preis wollte sie einen pedantischen Literatursalon gründen, das eben gründete sie. Hier pflegten die »Preziösen« die Schäferdichtung, die preziöse Literatur. Sprache und Manieren, Kleidung und Erotik wurden verfeinert und immer feiner. Statt der raschen sexuellen Befriedigung übte man die Galanterie, platonisch betete man die Geliebte an. Zwischen Kavalier und Dame kam es statt zu erotischen Akten zu erotischen Dialogen.

Der Humanist war die führende Figur der Renaissance, die Dame war es im Salon der Marquise de Rambouillet, *la précieuse*, das Orakel der Schicklichkeit. Sie hatte nur gesellschaftliche Interessen. Die Literatur war

ein Mittel zum Zweck. In einer destillierten Sprache entwickelte man die gesellschaftlichen Gattungen der Literatur: Maximen und Briefe, Porträts, die kunstvollen Dialoge und Salonverse. Man strebte nach Distinktion in Manieren und Kleidung. Man benahm sich nach dem Code des *honnête homme* und der *grande dame*.

Die berühmten Literaten der Zeit, Sterne im Salon der Rambouillet, wurden Puristen. *Enfin Malherbe vint*, schrieb Boileau. Endlich kam Malherbe. Dieser ein wenig heuchlerische Präzise suchte in seinen *Kommen-taren zu Desportes* die zeitgenössische Sprache zu reformieren, er wollte die schmutzigen und gemeinen Worte (*le mot sale et bas*) verjagen, er verjagte die Laute der Natur. Er forderte Respekt vor der Grammatik und Syntax. Mit seinen Freunden wollte Malherbe die französische Sprache vernünftigen, die Zeitgenossen bilden und *l'usage*, den Brauch, freilich der gebildeten Gesellschaft, zum Gesetz der Sprache erheben.

Bald entstand ein zweiter literarischer Salon im Haus von Valentin Conrart, hier waren Sprache und Literatur Selbstzweck. Auf Richelieus Vorschlag erließ 1635 der König das Edikt, das aus dem Salon des Monsieur Conrart die Académie Française machte, zur Reinigung und Pflege der Sprache.

Schon gut, sagte Casanova. Ich verstehe es sehr wohl. Wenn Literaten regelmäßig zusammenkommen, bewegen sie den Geist der Zeit und ändern die Moden der Literatur. Aber warum gingen diese Literaten nicht lieber ins Café? Wozu geht man in literarische Salons?

In unserm lustigen achtzehnten Jahrhundert war die Dame des Salons meist übers galante Alter hinaus. Sie lud ein halbes oder ein Dutzend Herren zu Tisch, wobei die Dame mehr zuhören als reden sollte. Im Kaffeehaus war man frei von den dummen Konventionen der Gesellschaft. Nur ein Falschspieler hat es im Salon leichter als im Café. Schon ein Verführer findet im Gasthof jüngere Damen. Ein Literat findet im Salon auf eine gute Beziehung zwei böse Feinde.

Ich selber wurde Ihr Opfer, Madame Geoffrin, und bezahlte meine paar Besuche in Ihrem Salon viel zu teuer. Bevor Stanislaus Poniatowski im Bett der Kaiserin Katharina II. zum letzten König von Polen avanciert war, haben Sie, Madame Geoffrin, ihn vor dem Pariser Schuldgefängnis gerettet, um später in Warschau mich vor ihm zu verleumden, ich sei aus

dem Pariser Schuldgefängnis entwichen und *in effigie* gehängt worden, weil ich angeblich mit der Lotteriekasse der *École Militaire* durchgegangen sei. Kostümiert als die bürgerliche Moral verdrängten Sie mich vom Warschauer Hof und aus der Gunst des Königs, da wir beide damals seine Gäste und Günstlinge waren. Sie hieß er freilich seine »Mama«, und Sie sagten zu ihm: »Mein Sohn«!

Verleumdet?, fragte Madame Geoffrin. Ich war eine anständige Frau. Ich duldete nichts Unziemliches. Nicht einmal die Philosophen oder Enzyklopädisten, die alles wagten, durften bei mir ihre frechesten Meinungen äußern. Man kannte mich. Ich sagte: *Voilà, qui est bon!* Und alle schwiegen, mein lieber Casanova!

Was, sagte ich und tat erstaunt (mit dem Anschein des Rechts, Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts in einem Pariser Café!), Sie sind Casanova?

Giacomo Casanova, aus Venedig, Chevalier de Seingalt, gab er mir mit finsterem Lächeln zu. Sie haben ein Buch über mich geschrieben und erkennen mich nicht?

Ich erklärte ihm ein wenig verlegen: Zwischen uns steht mein Buch. Ihre Fehler hat man mir vorgeworfen. War Eichendorff ein Taugenichts, weil er einen beschrieb? War Goethe, der Autor von Mephisto und Gretchen, ein Teufel und eine Kindsmörderin? Sie selber, mein lieber Casanova, spielen nur den Zyniker. Wissen Sie wirklich nicht, was man in literarischen Salons fand?

Zuweilen eine offene Börse, erwiderte lachend Casanova. Madame Geoffrin hat dreiundsiebzig Bilder bei Malern gekauft, die ihren Salon besuchten. Die Berühmten fanden im Salon ein Publikum, die Unberühmten die Protektion der Berühmten. *Vanitas vanitatum*.

Da erklärte Grimm, dass gewöhnlich die Eitelsten über die Eitelkeit anderer sich beschwerten.

Wir waren unruhige Köpfe, sagte er, mit brandneuen Ideen. Wir hatten keine Geduld. Mein Freund Denis Diderot sagte es: »Allein lesen, ohne einen, mit dem man sprechen kann, und mit ihm disputieren oder vor ihm glänzen oder ihn hören, oder sich vor ihm hören zu lassen, das ist unmöglich.« Wir schrieben für den Leser, wenn wir keinen bessern Gesprächspartner hatten. Unsere freiesten Gedanken durften wir nicht schreiben. Aber in unseren Cafés tuschelte die Freiheit und scherzte die Revolution.

Wir steckten voller Neuigkeiten und lechzten nach ihnen. Unsere Cafés waren gesprochene Zeitungen und Verschwörerhöhlen. Hier konnten wir in freier Diskussion gegen Ideen mit Ideen kämpfen, alte Institutionen durch Schlagworte zertrümmern und das Neueste aufs Neue stellen. Die Salons waren die Schulen, die Cafés die Universitäten der Revolution. Die Philosophen steckten einander in den Cafés und steckten die Reichen und Mächtigen in den Salons mit ihren gesunden Ideen an; denn zuweilen stecken auch die Gesunden die Kranken an. Wir Philosophen zivilisierten in unserm Café die oberen Stände, ihre Salons zivilisierten uns. Im Café und im Salon wurde die Gesellschaft demokratisch. Hier trafen sich die Männer vieler Stände, Leute aus vielen Milieus, der kleine Adel und die großen Seigneurs, Literaten und Finanziers, Beamte und Geistliche, Soldaten und Parlamentarier, Musiker, Wissenschaftler und Frauen vieler Klassen.

In unsern Cafés und Salons diskutierten Buffon und Montesquieu, Voltaire und Rousseau, der Komponist Gluck unterhielt sich mit dem Maler Watteau, die Minister Turgot und Necker dozierten Moral, Philosophen lehrten Bankiers Finanzgeschäfte, Mozart saß neben Chardin, Beaumarchais neben Boucher und Horace Walpole. Man war kosmopolitisch, gelehrt und frivol, von einer unersättlichen Neugier und korrekt in der Sprache. Man las die neuesten Bücher laut, spielte Stücke von Voltaire, Marivaux und Diderot, hörte Mozart und Rameau, Gluck und Couperin.

Im Salon meines Freundes Holbach und bei meiner Freundin Madame d'Épinay, bei der Mozart und Rousseau wohnten, wurden zwei literarische Hauptwerke erst diskutiert, ehe sie in Druck gingen, nämlich die *Enzyklopädie* und meine *Literarische Korrespondenz*. Sie lächeln ironisch, Mademoiselle de Lespinasse?

Wir alle blickten auf die jüngere Dame an meinem Tisch. Sie lächelte, und schon ihr Lächeln erschien wie eine Andeutung witziger Geständnisse. Es ließ uns fühlen, wir hätten das Feinste gesagt, und keiner hätte uns besser verstanden als sie. Ich selber hatte Lust, mit ihr zu flirten.

Ich habe neben zeitkritischen Romanen auch einige historische Romane und Biografien geschrieben und bin den Umgang mit historischen Personen, ja mit literarischen Gespenstern gewöhnt. Und leben wir nicht alle mit Gespenstern? Ist jeder, der polizeilich gemeldet ist und noch lebt, wirklich lebendig? Gibt es nicht lebende Gespenster?

EPILOG

*In dem Kaffeehaus zur Erde
Bist du ein ungeladner Gast.
Und wenn du ausgetrunken hast,
Führen dich fort die schwarzen Pferde.*

*Der Kellner wartet schon vor der Tür.
Warst du ein Bettler, warst ein Held,
Dein Leben war dein Taschengeld.
Den Tod hast du ohne Gebühr.*

*Mit Freunden hast du gegessen
Zwischen Narren, Poeten und Dieben,
Hast gedacht, gelacht und geschrieben
Und verschwendet, was du besessen:*

*Die Liebe, die Zeit, und – dich.
Wie oft hat es Sterne geregnet?
Wie oft bist du dir begegnet?
Das warst du? Ein zerfallendes Ich?*

*Du zahlst die Zeche. Man schließt das Lokal.
Schon morgen sitzt, wie Kirschen frisch,
Ein neuer Gast an deinem Tisch
Und schillert von Leben wie ein Opal.*

Nachwort

Einen »Spaziergänger« nannte er sich; er durchstreifte mit seinem Notizheft und meist Bleistiftstummeln in der Jacken- oder Hosentasche die Weltstädte – zu Beginn seiner Schriftstellerlaufbahn Berlin, dann, nach der Flucht vor Hitler, Paris, New York, schließlich Rom; und auch seine Heimatstadt Nürnberg, wo er nach dem Ende des Dritten Reiches Ehrenbürger war, hatte für ihn, den Mann mit vielen Freunden, urbane Reize. Einen Flaneur, also einen, der »langsam, ohne bestimmtes Ziel, spazieren geht«, kann man ihn deshalb nicht nennen, da er meist ein Ziel im Auge hatte: ein Kaffeehaus. Dort spiegelte sich für ihn im Kleinen die große Welt. Der bekannte Kritiker Marcel Reich-Ranicki meinte zum 80. Geburtstag des Dichters, dass dieser erzwungenermaßen, doch auch von seinem Naturell her, ein heimatloser Weltbürger gewesen sei, der im Café seine existenzielle Verankerung und Ruhe gefunden habe. Es war eine bewegliche, regsame Geborgenheit: »Ich brauche mich nur in ein Café zu setzen, schon fühle ich mich zu Hause.«

Kesten soll die meisten seiner Werke dort geschrieben haben und natürlich vor allem auch solche, die unmittelbar aus der Atmosphäre dieses Topos (im doppelten Sinn von realem Ort und Platz geistiger Befindlichkeit) entstanden: »Die Titel der Bücher, in denen er seine Aufsätze, seine Porträts und Pamphlete gesammelt hat, lassen Kestens Welt erkennen: *Der Geist der Unruhe* (1959), *Dichter im Café* (1959), *Meine Freunde, die Poeten* (1953), *Lauter Literaten* (1963). In allen diesen Arbeiten begegnet man einem agilen Aufklärer und spöttischen Sittlichkeitsapostel, einem schnoddrigen Prediger und eifernden Enzyklopädisten, einem smarten Weltverbesserer und aggressiven Liberalen. Kesten ist ein lustiger Schreiber, der es sehr ernst meint, ein heilsamer Provokateur vor dem Herrn. Für ihn – gibt er freimütig zu – »sieht die ganze Welt zuletzt wie ein literarisches Kaffeehaus im größten Format aus«. Mit diesem Bekenntnis deutet er beides zugleich an – den Charme seiner Essayistik und die Grenzen seines Blickfelds. Kesten ist ein rührender Schwärmer, ein bewundernswerter Liebhaber der

Literatur, des Geistes. Die kühle Analyse war seine Sache nicht. Vielmehr gehört er zu den lyrisch-emotionalen Essayisten, am besten kommt er in der Apologie zum Zuge und im Pamphlet. Die diskrete Beleuchtung kennt er nicht, er taucht stets alles in überhelles Scheinwerferlicht, er vereinfacht, um zu klären.« (Reich-Ranicki)

Hermann Kesten hat selbst oft die Impulse des farbigen Lebens, die auf ihn im Café eindringen und ihn inspirierten, beschrieben, im Besonderen in dem Text, der hier vorliegt und mehrere Editionen erfuhr. »Ich träume so heiter im Café. Alle Alpträume der Menschheit gehen an mir vorüber.« Eine solche Feststellung darf nicht missverstanden werden. »Heiterkeit« und »Vorübergehen« sind bei seiner Urbanität ambivalente Vokabeln. Er fungiert als Beobachter des *Theatrum mundi* – dessen Dunkelheit nicht verdrängend, sondern sie in barocker Fülle im Pandämonium seiner Figuren einfangend. »Man lebt in der Stadt wie in einem Topf voller physischer und technischer Gerüche, und im Lärm der Straßen, der bis zu einem akustischen Spiegelkabinett sich verdichtet. Man hört den Lärm der Nachbarn wie den eigenen Lärm, den Lärm der Kinder und Autos und Radios, der Lärm kommt von allen Seiten, von unten und oben und vom Himmel, von Kirchenglocken und Hubschraubern und Jets und Spatzen. Und alles, Gerüche, akustische, visuelle Eindrücke, die hautenge Berührung mit Nachbarn, der konstante erotische Reiz der Städte, alles geht vom Genuß bis zur Unerträglichkeit. Trotz allem lebt man in den Städten gesünder als auf dem Lande, aber die Städte entwickeln auch neue Krankheiten, gewisse neurotische Leiden, obwohl es ähnliche Leiden auch auf dem Lande gibt. Man lebt in den Städten zwischen Steuerzahlern und Steuereinnehmern, mit guten und bösen Menschen, zwischen Priestern und Richtern, Huren und Händlern, mit Mördern und Mäzenen, mit Freunden und Feinden, mit Blutsangehörigen und blutigen Gegnern, mit den Toten auf den Friedhöfen und den Toten von morgen, mit den Verrückten in den Irrenhäusern, mit Kindern und Studenten und ihren Schulen und Universitäten, und mit den alten Leuten, mit Arbeitern und Industriellen, Dichtern und Tänzerinnen, mit allen toten und lebenden Göttern und Götzen, und mit allen Gespenstern der Geschichte und der Vorzeit, mit den Resten der Natur und den Spuren der Historie, zwischen allen Formen der Reaktion und der Revolution.«

Im Grunde genommen enthält das Zitat eine abstrahierte bzw. konzentrierte Inhaltsangabe der Vielzahl seiner Romane, Erzählungen, Novellen. Kesten hätte sicher seinem Dichterkollegen Jean-Paul Sartre – auch ein häufiger Kaffeehausbesucher – zugestimmt, der einmal schrieb: »Mit Bestimmtheit ist das Café an sich, mit seinen Gästen, seinen Tischen, seinen Bänken, seinen Spiegeln, seinem Licht, seiner rauchgeschwängerten Atmosphäre und dem Lärm der Stimmen, dem Klang der Untertassen, die aneinanderstoßen, ein volles Sein.«

Das »volle Sein« in seiner religiösen Tiefe hat der »Denk-Maler« Michael Mathias Prechtel 1980 in einem Bild symbolisch festgehalten; es zeigt den Dichter in einem imaginären Kaffeehaus der Literatur am Tisch zwischen Moses und Jesus (mit Judenstein). Der Maler hat so drei Juden zusammengeführt – »drei Moralisten, drei Schriftsteller, der Emanzipierte zwischen dem Alten und Neuen Testament. Die vielleicht als Anmaßung empfundene Sitzordnung des Weltkindes zwischen Figuren von sakrosankter Bedeutung erscheint mir ganz im Sinn der Beisitzer, wonach selbst dem Geringsten am Tisch des Herrn Platz gegeben werden soll. Moses, der Befreier und Gesetzgeber, doziert erklärend noch immer, die Rechte auf die gebundenen Gesetzestafeln gestützt und in michelangesker Gestik an den Bart des Propheten gelegt, mit der linken Hand segnend, beschwörend auf die Tischgenossenweisend. Er trägt Arbeitskleidung, die blaue Bluse der Lastträger – ein tätiger Mensch, doch ist er alt und fast erblindet. Ihm gegenüber Jesus, der passiv Leidende, entblößt, mit dem Stern gezeichnet als Davids Sohn, blumen-dornen-gekrönt, liest in sich versunken in seiner jetzigen Biographie. Hermann Kesten, der wache Beobachter unserer Zeit, bemerkt mit offenem Blick den hinzutretenden Bildbetrachter. Das Verhältnis der drei zueinander ist beziehungsreich beziehungslos. Auf dem Tisch Speis und Trank: vor Moses die Kundschaftergaben, vor Kesten, dem leidenschaftlichen Kuchenesser, die Erdbeertorte und die Tasse Kaffee, vor Jesus das Osterlamm, Wein und Brot.« (Prechtel)

Es ist nicht bekannt, wie Hermann Kesten, als Weltkind apostrophiert, auf das Bild reagiert hat; bedeutete es doch eine gewagte Sakralisierung seines liebsten Aufenthaltsortes, des Cafés. Aber als Lebenskünstler, der unter seinen Büchern Titel hat wie *Glückliche Menschen* (1931), *Der Sohn des Glücks* (1955), *Die Lust am Leben* (1968), *Ein Optimist* (1970), verfügte er über

ein weites Herz, das auch eine Apotheose aushielt. »Ich lebe gern. Wenn ich aufwache, bin ich fast immer in bester Laune und freue mich auf den Tag. Manchmal beginne ich zu singen. Ich lache. Ich beginne ein Gespräch mit mir. Ich trinke meinen Kaffee. Ich gehe auf die Straße und sehe mir mit Spannung und Vergnügen die Menschen an. Wo ich einen Tisch und Stuhl finde, lasse ich mich nieder und schreibe. Ich treffe Freunde oder eine Freundin. Ich lese. Ich gehe mit meiner Frau spazieren oder in ein Konzert, ins Theater, in ein Museum oder zu einem Vortrag, durch einen Park oder einen Fluss entlang. Wir essen, allein oder mit Freunden. Ich lese. Ich denke nach. Ich schreibe. Ich war zeitlebens in der besten Gesellschaft, allein mit mir oder mit meinen Freunden.«

Hermann Kesten, der Dichter im Café, der die dunklen, abgründigen Seiten des Lebens und der Geschichte erleben und erleiden musste und sie in seinen Büchern – und das macht die andere, hier nicht zu würdigende Seite seines Schaffens aus – aufzeigte, war ein Dichter des Dennoch und Trotzdem, einer, der dem Tod mit Lebensbejahung und Menschen-Empathie zu trotzen suchte (natürlich letztlich vergeblich).

*Ich bin ein Spaziergänger
Ich ging durch hundert Städte
Immer die selbe Straße,
Meine Straße,
Ich gehe, als wüßte ich wohin,
Ungeduldig, obgleich ich ankomme
Wohin ich nicht will [...]*

KULTURHISTORISCHES POSTSKRIPTUM

Das »Kesten-Café« ist heute, da man Kaffee auch in Pappbechern serviert und trinkt, ein vergangener Ort, den wir mit seiner literarischen Aura nostalgisch bestaunen: post festum (hinterher, im Nachhinein). Er war zentraler Topos der roaring twenties, der goldenen (und sozial wie politisch auch hässlichen) Zwanzigerjahre.

Im »Wartesaal der Poesie« (so Kesten) trafen sich die Schriftsteller, Feuilletonisten, Kritiker, die von rechter Seite als »Asphaltliteraten« abgewertet

wurden; die Bohemiens kamen dorthin, die Maler, Schauspieler, Schauspielerinnen, die Theater- und Filmregisseure, die Stars und Sternchen aller Sparten. Im *Romanischen Café* in Berlin hatten die Maler ihren eigenen Tisch, ebenso die Dadaisten. Karl Kraus residierte gerne im *Restaurant Schwannecke*, da er mit fast jedem Besucher des *Romanischen Cafés* zerstritten war.

Alle kamen ins *Café des Westens*. »Und viele hatten Kredit beim Geschäftsführer Hahn oder beim Oberkellner Franz oder beim buckligen, rothaarigen Zeitungsträger Richard, dem ›roten Richard‹ ... Die Kellner vom *Café Größenwahn* wirkten lebendiger als die Literaten.« Die Atmosphäre des Kaffeehauses war eine Mischung aus Weltschmerz und Lebensfreude; in euphorischen Diskussionen wurden gegenwärtige und zukünftige Perspektiven be- und zerredet; die Kaffeehausliteraten fühlten sich am Nabel der Welt; das Kaffeehaus war eine literarische Karawanserei. Man nahm seine Inspirationen aus Ost und West und glaubte seinerseits, die halbe Welt zu inspirieren. Was abends in den Berliner literarischen Cafés erörtert wurde, war ein paar Tage später Thema in New York, London, Paris und sogar in Rio de Janeiro. Schulreformer saßen neben weltanschaulichen Fanatikern, Revolutionäre neben Taschendieben, Rauschgiftsüchtige neben Vegetariern. Solche Mischungen erzeugten allerhand Verwirrung, wirkten aber auch als starkes Stimulans. Tiefsinn und Charme gingen eine prickelnde Verbindung ein; das Café war Bastion geistiger Freiheit – einer Freiheit, die freilich mehr in den Feuilletons als in der sozialen und politischen Wirklichkeit zu Hause war. »In jenen Jahren war die Literatur freier als je in Deutschland. Es wohnten Hunderte Literaten in Berlin. Ausländische Schriftsteller kamen aus aller Welt. Die Berliner Theater, Zeitungen, Zeitschriften, Verlage, Universitäten, Museen, Kunsthandlungen und die Filmindustrie florierten.« (Kesten)

Man glaubte daran, dass Probleme durch Diskussion bewältigt würden; man liebte die Worte, so wie man die Häuser, Plätze, Chaussees, die Großstadt insgesamt liebte. Doch fand man den Weg von den Hügeln des Geistes in die Gassen des Wirklichen nur selten; man blieb unter sich und versäumte, das, was man erspekuliert hatte, vom Kopf auf die Füße zu stellen.

Das Kaffeehaus war der Ort, von dem die neuesten Stimmungen und Strömungen ausgingen; man dachte, fühlte und lebte à la mode, versorgte

sich und seinesgleichen mit immer neuen Reizen, nahm immer wieder neue Attitüden an und ein. »Sie dichten, komponieren, schmieren Papier voll und streiten sich um Richtungen, das muß sein. Sie sind expressionistisch und supranaturalistisch; sie sitzen neben dicken Damen auf dem Sofa, kriegen plötzlich lyrische Kalbsaugen und sprechen mit geziertem Mündchen, und sind feige und lassen sich verleugnen oder lügen telefonisch; sie dirigieren Symphonien und fangen einen kleinen Weltkrieg an, und sie haben für alles eine Terminologie. Welche Aufregung –! Welcher Eifer –! Welcher Trubel –! Horch: sie leben!«, schrieb Peter Panter (Kurt Tucholsky) 1927 in der *Bilderausstellung eines Humoristen*.

Ähnlich wie das Wien der Jahrhundertwende brachte das Berlin der Zwanzigerjahre eine besonders sensible literarische Kleinkunst hervor: Die gleichermaßen gefühlvolle wie satirische Prosa und Lyrik stellte eine Art Partitur für die reichhaltig instrumentierte »Großstadtmelodie« dar. Mascha Kaléko (1907–1975) war zwar kein Hermann Kesten, Joachim Ringelnatz, Kurt Tucholsky oder Erich Kästner, aber sie hat in ihren Texten den Ton und das Timbre der Berliner Szene, zwischen Sentimentalität und Schnoddrigkeit hin- und herpendelnd, treffend eingefangen. Ihr Revier war der Reiz der Tiefe und der Hautreiz der Oberfläche, das Sich-einsam-Fühlen, über das man die Schale kalten Spotts goss, die Liebe zu den kleinen Dingen und kleinen Menschen. Die Großstadtnacht ist der Dichterin – und nicht nur ihr – Szenerie für das Verdämmern täglicher hektischer Aktivität und abendlicher beschwingter und beswingter Vergnügungen: »Im Tanzpalast ist die Musik verstummt ... / Es schläft der Lärm der Autos und Maschinen ...« Die müden Menschen suchen Erholung im Schlaf, aber die Nervosität zittert in ihnen weiter: Sehnsüchte flackern auf, »Und blasse Kinder träumen still vom Glück.« Ein durch »tote Straßen« ratternder Omnibus fährt an einem auf einer Parkbank übernachtenden Vagabunden vorüber; aber unbehaust sind auch viele, die in Betten keine Ruhe finden: die Ängste lassen sich nicht einschläfern (»des Tages Lied vom Kampf ums Brot«). Die Welt dreht sich weiter – »... irgendwo geht einer in den Tod. / Und morgen wird es in der Zeitung stehen.«

Bald wird der neue Morgen grauen; bonjour tristesse!

Hermann Glaser



ISBN 978-3-86913-429-1



9 783869 134291

€ 19,90 [D]
€ 20,50 [A]

www.arsvivendi.com

Foto: © Isolde Ohlbaum